

Selbstgespräch mit Alfred Doppler über Freude, Freiheit und Dialog

Festrede zum 100. Geburtstag am 12. Juni 2021*

CRISTOPH KÖNIG

Liebe Gäste, sehr geehrter, lieber Herr Professor Doppler,

ich spreche heute über meinen Lehrer, zu meinem Lehrer, ich möchte ein Gespräch in diesem besonderen Augenblick wieder aufnehmen, am Tag vor Ihrem 100. Geburtstag, im akademischen Rahmen, da die Universität sich ehrt, indem Sie die Ehrendoktorwürde annehmen – ich möchte ein Gespräch fortführen, das ich mit Ihnen über die Jahrzehnte hin geführt habe, ein Selbstgespräch mit Ihnen und mir über die Samen, die Sie gelegt haben, im Fach, in mir (der ich Ihr Fach ergriffen habe), in den vielen, die hier – beispielhaft – versammelt sind. Ein Gespräch in Dankbarkeit, das immer wieder zu drei Worten »Freude«, »Freiheit«, »Dialog« zurückkehrt und unter dem – wie Paul Celan sagt – »Neigungswinkel« der Literatur steht.

In meiner Mitschrift zu Ihrer Vorlesung über »Die erzählende Dichtung des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts« im Wintersemester 1975/76 notiere ich einen emphatischen Beginn. Es geht sofort um alles. Was Literatur nicht sei, zählen Sie auf: kein Trost, kein Bildungsgut, ohne Leitbilder für das Schöne und Gute, kein Mittel des Überschwangs. Sie sei vielmehr die Erkenntnisform von Gegenmöglichkeiten zur Gesellschaft, Anweisung für ein menschenwürdiges Leben (Sie zitieren Kafkas Wort von der »Expedition nach der Wahrheit«), auch: Quelle des Vergnügens in beweglicher Fantasie. Und dann fällt das erste der Worte, von denen ich sprechen möchte: »Freude« (in meinem Skript dick unterstrichen, und in Versalien). Ihr Gesicht dabei habe ich noch in Erinnerung, wie ich es auch jetzt sehen darf: Die lausbübische Freude über einen gelungenen Coup spiegelt sich darauf. Wir Studenten sind begeistert, denn der Satz ist beglaubigt. Eine große Anständigkeit ist spürbar, doch woher sie rührt, können wir im ersten Semester nicht wissen.

* | Die Festrede hielt ich am 11. Juni 2021 im Rahmen des Festakts der Universität Innsbruck zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an Alfred Doppler.

Heute habe ich zumindest eine Vermutung. Die Lektüre Ihrer Habilitationsschrift über das Motiv des Abgrunds (1968) bestärkt mich in der Vermutung, dass die Freude eine Freiheit voraussetzt, wie sie der Kommentar gibt. Spreche ich vom Kommentar, dann meine ich damit die Reflexion, die Erläuterung, die Stellungnahme, ein Habitus des Sekundären, der zweiten Autorschaft, wenn man so will, wie er uns Philologen eigen ist. Wir kommen ja *nach* der Literatur (nur wissen es viele Kollegen nicht), und wir können die Literatur in guten Momenten verstehen, weil auch sie im Kommentar entsteht, weil ihre Kreativität andere Bücher voraussetzt. Insofern wäre auch sie philologisch. Eine philologische Freiheit antwortet also, sekundär, auf die andere, die literarische Freiheit. In Ihrem Buch über den ›Abgrund‹ zeigen Sie, dass literarische Werke in Kritik und Kommentar Stellung nehmen, Stellung nehmen zu Traditionen und zur eigenen Erfahrung des Autors. So unterscheiden Sie in Ihrem Buch, wie die einzelnen Dichter auf eben den ›Abgrund‹ reagieren (Schiller und Hölderlin sind dabei, auch Nietzsche) – sie tun das entweder durch Ignorieren im schönen Schein oder durch Absturz und gesuchte Depression oder drittens durch formales Bestehen der Gefahr. In Gestalt Ferdinand Ebners, der den Schlussstein bildet (und dem Sie in Innsbruck und der Zeitschrift *Der Brenner* wiederbegegnet sind), tritt das dialogische Prinzip, ein Gespräch von Du und Ich im Abgrund auf. Das Gespräch ermöglicht die Bemeisterung des Abgrunds in der Form. Ich zitiere, wie Sie, lieber Herr Professor Doppler, Ebner zitieren: »Das Ich, das im Selbstgenuß absolute Mitte ist, endet im heillosen Abgrund, dagegen führt der Dialog über den Abgründen des Daseins zur Einsicht, daß [und nun kommt Ebner zu Wort] alle Geistigkeit des Lebens am Rande eines Abgrunds aufleuchtet und alle Tiefe des Geistes gar nichts anderes ist als die Tiefe dieses Abgrunds.« (S. 206) Die Freude, um das Wort wieder aufzunehmen, ist an eine Freiheit gebunden, die durch den Gang durch den Abgrund möglich wird (in der Tradition des *descendite, ut ascendatis*) – den die Literatur geht und dem der Interpret, in eigener, gegenstandsgebundener, kommentierender *Freiheit* gerecht wird. Ein Akt schöner, froher, eben abgründiger Solidarität.

Erlauben Sie dem Wissenschaftshistoriker, an dieser Stelle auf Ihre herausragende Stellung im Fach hinzuweisen, die wir heute auch würdigen, Ihre ›Wissenschaftswirksamkeit‹ im Sinn der Exzellenz des Werks und im Sinn der Ausstrahlung Ihres Œuvres, wie sie mit der Aufnahme in das *Internationale Germanistenlexikon 1800–1950* (2003 bei de Gruyter) bestätigt wurde – von 12 000 Germanisten weltweit und über die Zeit seit der Gründung der Germanistik hin sind zuletzt nur 1 500 aufgenommen worden. Dabei eben auch Sie! Ihre Laufbahn, die dort dokumentiert ist, von Graz über München nach Innsbruck, vom Gymnasium an die Universität, gibt freilich kaum Auskunft über die Stellung im Fach. Auch hier ist auf die Freiheit zu achten. Sie bildeten sich gerade in der Unterscheidung von allgemeinen Strömungen in der Germanistik ihre Stellung und weitläufige Zitadelle. Im Nachhinein erkenne ich die vielen Winde, auch Stürme, in denen Sie standen, ausgelöst von Menschen, die alle – auf ihre jeweilige Weise – die Lite-

ratur nutzten, statt sie zu verstehen. Über die existenzialphilosophisch geprägte Werkimmanenz (Emil Staigers und Wilhelm Emrichs) waren Sie hinaus; die strategischen Reformer im Fach (um Eberhard Lämmert), die die Massenuniversität einleiteten, waren fern; die Methodendiskussion, die mit der Szientifizierung des Fachs seit 1960 einherging, führten Sie (Ihr Methoden-Seminar war über Jahre das Lebenszentrum der Studenten), doch einer ›Theory‹ gaben Sie sich nicht hin; die Linguistik (die in Innsbruck ihre Exzellenz besaß) nahmen Sie freundlich hin (als Student hatte man nie den Eindruck, wie an anderen Universitäten üblich, in einer zerrütteten Ehe von einer Seite zur anderen, von der Literaturwissenschaft zur Sprachwissenschaft wechseln zu müssen). Die lautesten Studenten waren überzeugte Marxisten und Maoisten. Stürmisch das alles, doch Sie hielten an ihrer kritischen, emphatischen Literaturpraxis fest, achteten darauf, dass nichts von außen an die Literatur herangetragen wurde – Sie wollten gelesen, aber nicht nachgeahmt werden. So waren Ihnen auch die Dichter nahe, Elfriede Jelinek etwa, auch Ernst Jandl und Friederike Mayröcker, die sich in die Tabula gratulatoria der Festschrift zum sechzigsten Geburtstag 1981 eintragen ließen.

Das dritte Wort »Dialog« möchte ich – es wird Sie nicht verwundern – von Hofmannsthals Komödie *Der Schwierige* her einführen. In Ihrem großen Aufsatz aus dem Jahr 1975 stellen Sie das verborgene Substanzielle im Drama gegen eine komisch gewordene gesellschaftliche Ordnung. Das Substanzielle ist das Gespräch. Im Stück bleibt der adeligen Gesellschaft im Salon das zunächst scheiternde und dann, eingedenk der drohenden Tragödie gelingende Gespräch zwischen Hans Karl und Helene verborgen. Die große Frage, die das Stück aufwirft, wie es vom zweiten zum dritten Akt kommen soll, warum Hans Karl wieder in den Salon zurückkehrt (und also die Tragödie vermeidet), nehmen Sie als Geheimnis, das unbeantwortet bleiben soll, ernst. Sein Schwierigsein hat Hans Karl freigestellt und nun entsteht dort, im von der Gesellschaft geschaffenen und von ihr abgewandten Verborgenen der Dialog. Nochmals darf ich Sie zitieren: »Die beiden großen Szenen [II.14, III.8], in denen Hans Karl und Helene miteinander sprechen, führen den Prozeß der Umwandlung [der Konversation in den Dialog] in allen Einzelheiten vor, und mit der Verwandlung der Sprache, die nun trotz aller Konvention den Reiz des Persönlichen und Intimen erhält, vollzieht sich auch die Verwandlung des Menschen.« (1975, S. 75) Und nochmals: »... und mit der Verwandlung der Sprache, die nun trotz aller Konvention den Reiz des Persönlichen und Intimen erhält, vollzieht sich auch die Verwandlung des Menschen ...«. Das Verborgene gibt so die Freiheit, die den Dialog schafft und damit die Figuren in die Komödie, zur Freude führt.

Schließen will ich meine kleine Rede noch mal mit einer Erinnerung aus der Studentenzeit. Ich bringe die Erinnerung zusammen mit einer späteren Widmung Ihrer Aufsatzsammlung von 1990; die Widmung lautet: »Für Waltraut / als Dank für viele gemeinsame Gespräche«, eine der schönsten Widmungen, die man sich denken kann, deren tieferen Sinn ich zu verstehen versucht habe. Meine Erinnerung, von der ich spreche, gehört zur Widmung im Zeichen des

Dialogs: Regelmäßig saß während der Vorlesung, in einer der vorderen Reihen im Saal, am äußeren Rand, Ihre Frau, mit der Sie dann, plaudernd, im Gespräch, und Hand in Hand, die Vorlesung verließen. Natürlich war nicht zu hören, was Sie sprachen. Das Bild ist für mich zeitlebens zu einem Emblem geworden.

Ich danke Ihnen, lieber Herr Doppler, dass Sie meinem Gespräch mit Ihnen zugehört haben. Sie haben mich und uns alle beschenkt.